

Monika Maron: „Immer noch freundlich, aber kaum noch geduldig“

## Zwischen Fatalismus und Aufbegehren

Von Angela Gutzeit

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 19.04.2026

**Eigentlich wollte Monika Maron ihre Tagebücher verbrennen. Dass sie sich anders entschied und sie nun unter dem Titel „Immer noch freundlich, aber kaum noch geduldig“ veröffentlichte, könnte dazu beitragen, ihre streitbaren politischen Äußerungen, aber auch ihr Werk besser zu verstehen.**

Würde man die Stimmungslagen in Monika Marons Tagebüchern in einem Liniendiagramm darstellen, so würde sich eine Kurve ergeben, die sich aus einem absoluten Tief in die Höhe schwingt, um am Ende wieder auf ein ähnliches Niveau abzufallen wie zu Beginn.

Marons erste Einträge datieren vom Frühjahr 1980. Sie beklagt ihre deprimierende Lebenssituation: Geldsorgen, Schreibhemmungen, Panikattacken und Minderwertigkeitsgefühle verbunden mit der Trauer darüber, in der abgeschotteten DDR als Autorin keinerlei Erfahrungen machen zu können. Das Leben rauscht an ihr vorbei, so empfindet es die damals knapp Vierzigjährige. Der Fatalismus, der aus ihren Zeilen spricht, ist bei Maron eng gekoppelt an Wut und Aufbegehren. Anpassung war und ist nicht ihr Ding. „Nirgends wehren sich die Leute so wenig wie hier“, beklagte sie, um dann in einem weiteren Eintrag auf Ernst Toller zu verweisen, den jüdischen Dramatiker und Revolutionär der Weimarer Republik. Für Maron ist Toller ein intellektueller Wegbegleiter, der nicht nur in ihren Tagebüchern präsent ist, sondern sich auch der Geisteshaltung ihres gesamten Werkes eingepägt hat. Am 20. November 1980 notierte sie:

„Er hat (...) gewußt, daß die Münchner Räterepublik von vornherein verloren war. Er hat trotzdem leidenschaftlich gekämpft. Was macht meine Kleinmütigkeit aus? Die Vorstellung, für das bißchen, was ich gemacht habe, verhaftet zu werden, für das wenige Geschriebene? Dann möchte ich wenigstens alles gesagt und geschrieben haben, was ich weiß.“

### Das Tagebuch als Selbstgespräch

Ein Vorsatz, dem sie treu geblieben ist. Allerdings nicht immer zu ihrem Vorteil. Geschrieben hatte Monika Maron bis dahin ihren ersten Roman „Flugasche“. Bis heute ihr bekanntestes Buch. Nach Auseinandersetzungen mit den DDR-Ministerien erschien dieser Roman über eine Umweltkatastrophe in einer ostdeutschen Industriestadt im Westen bei S. Fischer. Das

Monika Maron

### Immer noch freundlich, aber kaum noch geduldig

Tagebücher 1980-2021.

Hoffmann und Campe

233 Seiten

28 Euro

war 1981. Ihre Mutter Hella, Ehefrau des einstigen Innenministers der DDR, Karl Maron, brach daraufhin zeitweilig den Kontakt zu ihrer Tochter ab. Verhaftet wurde die Autorin zwar nicht, aber es sollte auch weiterhin kein einziges Buch von ihr in der DDR erscheinen.

Man kann davon ausgehen, dass Maron mit der Auswahl der Tagebuch-Aufzeichnungen sehr selektiv umgegangen ist. In ihrem knappen Vorwort verweist sie darauf, dass sie diese Texte eigentlich verbrennen wollte. Zu viel Privates, schreibt sie. Ihre Tagebücher sollten vor allen Dingen der Selbstverständigung dienen in Phasen, in denen sie weitgehend auf sich selbst zurückgeworfen war. Lesenswert sind die Notate in der jetzt vorliegenden Zusammenstellung dennoch. Sie geben zunächst einen tiefen Einblick in die psychische Disposition einer Schriftsteller-Existenz in einem Zwangsregime.

„Ich finde nicht mehr heraus, als wer ich schreiben kann. Bin gespalten in einen privaten Menschen und einen anderen, der andere ist noch einmal gespalten in ein kosmisches und ein DDR-Bewusstsein. Ich finde, daß man sich da wehren muß, wo man angegriffen wird. Andererseits finde ich das ganz unwichtig und sinnlos angesichts der Weltlage“.

Mit „Weltlage“ war zum Beispiel das Kriegsrecht in Polen gemeint, dass 1981 unter Jaruzelski ausgerufen wurde, um die Demokratiebewegung und die freie Gewerkschaft Solidarnosc zu zerschlagen.

Was auffällt an diesen Aufzeichnungen der frühen 80er Jahre: Maron scheint unter den ostdeutschen Autoren und Autorinnen keine Bündnisgenossen gefunden zu haben. Zumindest kommen sie nicht vor. Heiner Müller beispielweise interessiert sie nicht. Sie nennt ihn „Mode-Müller“. Sein „Macbeth“-Stück findet sie beliebig. Wolf Biermann sei der „ewig Belehrende“. Und Christa Wolf? Eher ein Feindbild. „Wer zu Christa Wolf geht, geht zum Gottesdienst“, notiert Maron später einmal über eine Lesung in Pankow. Da war die Mauer bereits gefallen.

### **Zermürbender Kleinkrieg**

In der Summe erwecken diese Tagebücher den Eindruck einer immensen Kränkung, zuerst durch die Verhältnisse in der DDR, später durch Marons Erfahrungen im vereinigten Deutschland. Dazwischen liegen Marons Reisen in den Westen, zunächst 1983/1984 für ein Jahr, dann noch einmal 1987 für ein paar Wochen. Diese Reise-Schilderungen machen den Hauptteil des Buches aus. Rein stimmungsmäßig finden sich hier die Highlights des Bandes. Dem vorausgegangen war allerdings ein zermürbender Papierkrieg mit den DDR-Ministerien bis endlich die Reisegenehmigungen vorlagen. Ein wechselseitiger von Sarkasmen triefender Schlagabtausch. Am 19. Mai 1982 schreibt die Autorin an den stellvertretenden Minister für Kultur, Klaus Höpke:

„Im September des vergangenen Jahres habe ich bei Ihnen einen Reiseantrag gestellt. Zur gleichen Zeit habe ich angefangen, Klavierspielen zu lernen. Inzwischen spiele ich Menuette von Händel; auf eine Entscheidung von Ihnen warte ich noch immer. Nun frage ich mich, besser aber Sie, bis zu welcher Fertigkeit am Piano ich es wohl gebracht haben werde, ehe Ihr angekündigtes Antwortschreiben mich erreicht.“

„Immer noch freundlich, aber kaum noch geduldig“, lautet die Abschlusszeile von Marons Brief, die dem Tagebuch-Band den Titel gibt. Höpke, die Tatsache genießend, am längeren Hebel zu sitzen, zahlt zwei Wochen später in gleicher Münze heim:

„Schön für Sie, daß Sie Klavierspielen lernen:

Falls Sie wünschen, daß man Ihr musikalisches Talent öffentlich zur Kenntnis nimmt, wohin werden Sie sich da wenden? Darf ich vermuten, an die für entsprechende Prüfungen und Entscheidungen kompetenten Gremien?

Wie wäre es, wenn Sie mit den Vorhaben zur neuerlichen Erprobung ihres literarischen Talents analog verfahren, also die für literarische Veröffentlichungen kompetenten Einrichtungen des Landes befassen würden? Außerhalb und – wie Sie es tun – gesetzliche Bestimmungen übertretend davon Gebrauch zu machen, das führt doch zu nichts Gutem.“

Es war wohl nicht nur der im Westen publizierte Roman „Flugasche“, der die Autorin bei den Herrschenden im Osten in Ungnade fallen ließ. Monika Maron hatte sich in den 1970er Jahren kurzzeitig von der Stasi anwerben lassen. Die zwei Berichte sind nachzulesen in ihrem 2022 bei Hoffmann und Campe erschienenen Band „Essays und Briefe“ und sind alles andere als willfährige Spitzelberichte. Sie werde keine Namen preisgeben, so gab sie damals zu Protokoll, außerdem sei das Bespitzeln nicht mit ihrem „kommunistischen Menschenbild“ zu vereinbaren. Das war's dann. Fortan stand sie selbst unter Beobachtung. Die Querulantin für eine Weile loszuwerden, war 1983 dann eventuell ausschlaggebend für die Genehmigung eines einjährigen Auslandsaufenthalts.

Am Flughafen Frankfurt am Main wartet am 11. Oktober 1983 Thomas Beckermann, der damalige Lektor des S. Fischer Verlags, auf Monika Maron. Sie besuchen zusammen die Frankfurter Buchmesse. Maron trifft Jurek Becker und Manfred Krug, die beide seit 1977 im Westen lebten. Von Interesse aneinander ist nicht die Rede. Am Wuppertaler Schauspielhaus wohnt sie den Proben ihres Stückes „Ada und Ewald“ bei. Die freundliche Dramaturgin Hedda Kage drückt ihr bei dieser Gelegenheit eine Kontokarte und eine Geldüberweisung in die Hand. Dieses Detail ist symptomatisch für Marons gesamte Reisetätigkeit, wie sie sie in ihren Tagebüchern schildert. Immer war sie in Geldnot. Immer half jemand aus.

### **Reisen als Aufholjagd**

Gehetzt reiste die Autorin von einer Stadt zur nächsten, von einem Land ins andere, auf der Jagd nach Erfahrungen, dabei überwiegend orientierungslos. Oft wurde sie bei fremden Leuten einquartiert, wo sie sich als Störenfried empfand. Was ihre Zeilen im Tagebuch hautnah vermitteln, ist die grenzenlose Überforderung, möglichst sinnvoll die ihr zugestandene Frist zu nutzen. Denn in der DDR waren ihre Mutter Hella, ihr Sohn Jonas und ihr Mann Wilhelm zurückgeblieben. Ein Absetzen in den Westen kam für sie nicht in Frage. In Frankfurt notierte Maron:

„Das offene Fenster, der Lärm der Autos von der Straße, ich hinter dem offenen Fenster; heimatlos auf zwei überfüllten Koffern, und gerade eben dämmert mir die Tragweite meines Entschlusses, ein Jahr so zu leben: ein Jeder und ein Niemand in Nirgendwo und Überall.

Ein heller Tag, und ich wage es nicht, durch die fremden Straßen zu gehen zwischen fremden Menschen und das fremde Geld auszugeben für fremde Waren.“

Das Fremdeln übertrug sich auch auf ihre Schriftsteller-Begegnungen im Westen. Mit Unbehagen las sie einen eigenen Text im Rahmen der Döblin-Preisverleihung an Gerhard Roth im Literarischen Colloquium Berlin. Distanziert beobachtete sie die versammelte Literatenszene:

„Abends offizielle Preisverleihung an Gerhard Roth in der Akademie. Wieder stundenlange Lesungen. Hinterher in einer Kneipe beim Jugoslawen. Großes Gerangel um Grass, Hans-Werner Richter und die anderen Großköpfe. Wir, Thomas, Ortheil, Christoph Geiser und ich, saßen abseits, nur so war es zu ertragen.“

Abseits – hier wie dort. Besuchsweise konnte die Autorin in ihrem Reisejahr immer mal wieder zurück nach Ost-Berlin oder zu ihrem Landhaus in Schuckmannshöhe in Mecklenburg-Vorpommern. Marons Missstimmung angesichts ihrer Landsleute nahm zunehmend drastische Formen an. Am 14. März 1984 ist in ihren Tagebuch-Aufzeichnungen zu lesen:

„Am Wochenende auf dem Dorf. R. und E. wirken bitter und dogmatisch (...). Ich kann jeden verstehen, der geht. Dieses Land ist unsympathisch, langweilig, humorlos, phantasielos, häßlich, stumpf, brutal. Es gibt nichts, was ich für die DDR vorbringen könnte, nichts.“

### **Kurzes Glück in New York**

Zunächst vermitteln Marons Eintragungen den Eindruck, als würde ihr Reisejahr scheitern. Nach Aufenthalten in London, Mailand, Rom, Florenz, oft in unerfreulichen Unterkünften und mit Verständigungsschwierigkeiten kämpfend, - Maron sprach kein Englisch -, beklagt sie erschöpft ihren „unwürdigen Status“ als reisende DDR-Bürgerin.

Aber dann passiert das gänzlich Unerwartete: Monika Maron fliegt am 8. Juni 1984 nach New York. Ein brüllend heißer Tag. In den Straßen viele Verrückte und Obdachlose, wie sie notiert. In ihrem Zimmer wimmelte es von Kakerlaken. Aber - die Autorin ist glücklich. Sie preist die „Nacktheit der Verhältnisse“ und zieht einen erstaunlichen Vergleich:

„Alle fragen mich hier nach meinem ersten Eindruck von New York und nach dem Schock, der für eine aus dem Osten erwartet wird, den ich aber nicht hatte. New York hat auf verblüffende Weise mit Ost-Berlin zu tun (...). Sehr verschieden und doch verwandt. So phantasievoll, vielfältig, brutal, dreckig sind die Menschen eben – in diesem Sinne ist das eine sehr menschliche Stadt.“

Auf einem Foto im beigefügten Bildteil sieht man die Autorin durch die Greene Street in Lower Manhattan flanieren – gelöst und lächelnd. Sie besucht Museen, tourt mit Menschen, die oft nur mit Kürzeln genannt werden, durch Kneipen, raucht und trinkt zu viel. Zwischendurch besucht sie Boston, dann Washington. Den Flug bezahlt ihr Fritz Pleitgen, der in dieser Zeit das ARD-Studio in der US-Hauptstadt leitete. Als Maron am 7. Juli 1984 das Land wieder verlässt, notiert sie im Flugzeug:

„Und nun sitze ich in diesem Monster und versuche mich zu verabschieden von dem wunderbarsten Erlebnis, das ich je hatte. Ich kann mir die Umklammerung durch die

Verhältnisse, die mich erwarten, nicht vorstellen. NY habe ich nun in mir. (...) ein Lebensgefühl, Revolte, Anarchie, das ist die gute und die böse Behauptung vom Menschen.“

Den Beginn einer tatsächlichen Revolte erlebt Monika Maron drei Jahre später dann im eigenen Land. Am 8. Juni 1987 schreibt sie in ihr Tagebuch, ein Rockkonzert auf der Westseite des Brandenburger Tors habe Jugendliche auf der Ostseite dazu motiviert, Steine zu werfen und nach Gorbatschow und dem Fall der Mauer zu rufen. Mit ihrem Sohn Jonas ist sie Augenzeugin. Den Aufruhr, den sie doch immer herbeigesehnt hatte, handelt sie in ihrem Tagebuch erstaunlich kurz ab. Wenig später fliegt sie erneut in die Vereinigten Staaten. Dieses Mal ist es eine komfortable Reise mit Dolmetscherin auf Einladung der amerikanischen Botschaft in Ost-Berlin. Sie liest an Universitäten und reist durchs Land – nicht zuletzt, um Stoff zu sammeln für den Briefwechsel mit dem in München lebenden Schriftsteller Joseph von Westphalen. Vier Briefe Marons an Westphalen sind in ihren Tagebüchern zu finden. Allerdings ohne den Kontext zu erklären, wie Maron überhaupt in diesem Band mit begleitenden Kommentaren so sparsam umgeht. So versteht man schlichtweg nicht, was es auf sich hat mit ihrem Tagebucheintrag vom 26. März 1988, als Maron wieder in Schuckmannshöhe in der DDR ist.

„Vorgestern Telefongespräch mit Westphalen: Er gab vor, sich verantwortlich zu fühlen für die Folgen des Briefwechsels, obwohl er eigentlich immer gefunden hätte, daß ich sehr verhalten geschrieben hätte. Natürlich muss er sich verantwortlich fühlen, denn ich habe immer sehr genau gewusst, was ich tue. Aber daß er nicht begriffen hat, wie viele Tabus ich ständig verletzt habe, spricht für seine Blödheit und auch für seine Ignoranz.“

### **Die Abkehr vom Osten**

1987/1988 erschien im Magazin der Wochenzeitung „Die Zeit“ unter dem Label „deutsch-deutscher Briefwechsel“ eine Korrespondenz zwischen den beiden Autoren. Der komplette Austausch ist im Band „Trotzdem herzliche Grüße“, erschienen 1988, nachzulesen. Er zeigt, dass Maron hier nicht nur über die USA, sondern auch offenherzig über die Zustände in der DDR geschrieben hatte. Wahrscheinlich war für das DDR-Regime nun endgültig das Fass voll. Im Juni 1988 siedelte Monika Maron mit Mann und Sohn nach Hamburg über. Ursprünglich für drei Jahre. Die Öffnung der Grenze 1989 schuf dann jedoch neue Fakten.

Es ist schade, dass die Ereignisse dieser neuen Ära im Tagebuch der Schriftstellerin nur noch den allerkleinsten Teil ausmachen. Die Einträge zwischen 1989 und 2021 werden immer seltener und kürzer. Sie selbst vermutet in einem an ihre Leser gerichteten Vorspann, sie hätte von nun an vieles in Zeitungen und Essays schreiben können und deshalb nicht weiterhin Selbstgespräche führen müssen. Und in der Tat. In ihren Essaybänden, z.B. in „Was ist eigentlich los? Ausgewählte Essays aus vier Jahrzehnten“, ist Marons zunehmende Verbitterung, zunächst fast nur über ihre ostdeutschen Landsleute, dann aber mehr und mehr über die von Westdeutschen dominierte Politik im vereinten Deutschland zu verfolgen. Voller Ingrimprophezeit sie Unheil:

„Es wird eine ganz andere Zeit werden. Eine sich an sich selbst langweilende Kultur stößt zusammen mit den Barbaren, mit Leuten, die in ihren tiefsten Seelengründen, in ihrer ganzen Existenz erschüttert sind. Die selbstzufriedenen Westdeutschen wissen noch gar nicht, wie sehr sie das spüren werden.“

Zunehmend zeigt sich die Autorin genervt von westdeutschen Kritikern und Autoren, die es nicht lassen könnten, in ihr weiterhin die DDR-Schriftstellerin zu sehen. Sie fühlt sich nicht aufgenommen, ihr literarisches Schaffen nicht gewürdigt. Kritik macht ihr zu schaffen. 1998, da hat sie ihr Buch „Pawels Briefe“, eine Erinnerung an ihren jüdischen Großvater, beendet, bricht sich der Frust Bahn:

„Traum vom Glück: nie wieder ein Buch schreiben müssen, nie wieder dieser hochmütigen Baumgart-Krüger-Cramer oder Sonstwer-Clique ausgeliefert sein. Immer das Letzte aus sich herauspressen, um dann mit deren erster Speichelansammlung bespuckt zu werden. Eine kleine Rezension als Sonntagsvergnügen, und zwei oder drei Jahre Arbeit werden durchs Klo gespült.“

### **Kein Ankommen im Westen**

Und wieder, wie schon zu DDR-Zeiten, ist von Schreibblockaden, seelischen Lähmungserscheinungen und schlimmen Träumen die Rede. Nun auch vom Alter. 2008 schreibt sie, dass sie sich mit ihrem Hund Bruno stärker verbunden fühle als mit den Menschen. Vielleicht, so möchte man nach der Lektüre dieser Zeilen spekulieren, haben ja Marons drastische Ausfälle gegen den Islam, gegen Migration und überhaupt gegen das „linke Deutschland“, so ihre Wortwahl, mit diesen unverdauten Enttäuschungen oder wie sie es formuliert, mit den „vielen Schmähungen“ zu tun. In Monika Marons Tagebüchern lassen sich bei genauer Lektüre die vielen Bruchstellen entdecken, die ihre deutsch-deutsche Schriftsteller-Biografie prägten. Zum vorerst letzten Bruch gehört schließlich der Verlagswechsel.

Als Monika Maron 2020 in der rechtsgerichteten edition buchhaus loschwitz, geleitet von Susanne Dagen, das Essay-Bändchen „Krumme Gestalten, vom Wind gebissen“ veröffentlicht, trennte sich der S. Fischer Verlag von seiner Autorin. Dieser einschneidenden Zäsur nach 40 Jahren widmet Maron in ihrem Tagebuch nur wenige Zeilen. Im Verlag Hoffmann und Campe, wo nun auch diese Aufzeichnungen erschienen sind, hat Monika Maron eine neue Heimat gefunden. „Ich dachte“, so enden ihre persönlichen Notate mit einer leichten Hebung ins Positive, „daß niemand eine 80jährige Autorin will. Bin immer wieder verwundert über diese Fügung.“